

Tradition und Traditionen im Neuen Testament

Der bekannte österreichische Psychiater und Begründer der „Logotherapie“, Viktor E. Frankl, schreibt in seiner „Psychotherapie für jedermann“ (Freiburg 1971, 177): „Soll ich kurz auf die Ursachen eingehen, die dem existentiellen Vakuum zugrunde liegen, dann dürfte es auf zweierlei zurückzuführen sein: auf den Instinktverlust und auf den Traditionsverlust. Im Gegensatz zum Tier sagen dem Menschen keine Instinkte, was er *muß*; und dem Menschen von heute sagen keine Traditionen mehr, was er *soll*; und oft scheint er nicht mehr zu wissen, was er eigentlich *will*. Nur um so mehr ist er darauf aus, entweder nur das zu wollen, was die anderen tun, oder nur das zu tun, was die anderen wollen. Im ersteren Fall haben wir es mit Konformismus zu tun, im letzteren mit Totalitarismus – der eine verbreitet in der westlichen Hemisphäre, der andere in der östlichen.“

Hat es in der Kirche nicht auch einen „Traditionsverlust“ gegeben? Und ist diese Preisgabe bewährter Überlieferungen nicht eine der Hauptursachen, daß wir im Glauben und in der religiösen Praxis so oft vor einem „existentiellen Vakuum“ stehen? Kein Wunder, wenn der Ruf nach Neubelebung verlorengegangener Traditionen so großen Widerhall findet, wenn auch junge Menschen zunehmend erkennen, daß man ohne Überlieferungen nicht leben kann.

So notwendig die Abkehr von Traditionsvergessenheit und die Hinwendung zu den lebendigen Kräften der Vergangenheit ist, ein „Traditionalismus“, der den Glauben unter unbrauchbar gewordenen Formeln und Formen erstickt, wäre nicht minder gefährlich. Man muß deshalb mit Jesus und dem Neuen Testament immer wieder unterscheiden: zwischen der befreienden Selbsthingabe Gottes in seinem Sohn, der wahrhaft ur-sprünglichen Quelle christlicher Überlieferung, und den vielen sich in gewissen Zeiträumen wandelnden Traditionen kirchlichen Lebens. Diese Unterscheidung (nicht Trennung!) ist eine Gabe des Heiligen Geistes, der mit der Liebe zum überlieferten Christus uns auch die vergänglichen, zeitbedingten Formen der Überlieferung hochschätzen, aber nicht absolutsetzen lehrt.

Unter „Tradition“ verstehen viele Menschen heute etwas Altes und Veraltetes; man spricht, leicht abwertend, von „Traditionspflege“ und assoziiert das Wort gern mit einer konservativen, wenn nicht gar reaktionären Geisteshaltung. Dementsprechend bezeichnet das Adjektiv „traditionell“ mit Vorliebe Einstellungen und Verhaltensweisen, die als nicht mehr zeitgemäß gelten. Dieser

Sprachgebrauch stellt eine bedauerliche Einseitigkeit dar. Er verschleiert die Tatsache, daß Tradition zum Leben selbst gehört. Ohne einen genetischen Code, ohne die Fähigkeit, Informationen und Verhaltensformen an nachfolgende Generationen zu vermitteln, wäre schon eine biologische Existenz unmöglich. Erst recht ist das geistige, gesellschaftliche und religiöse Leben auf Tradition, auf Weitergabe von Erfahrungen, Wissen und Handlungsmustern angewiesen. Im menschlichen Bereich kann es sich also nur darum handeln, die eine gegen die andere Tradition auszuspielen, alte Überlieferungen durch neue und vielleicht bessere zu ersetzen.

An der formalen Struktur des Traditionsprozesses aber ändert sich nichts, in ihm sind immer drei Faktoren enthalten: 1. der Tradent, der eine Überlieferung weitergibt, 2. der Empfänger, der sich die Überlieferung zu eigen machen soll, damit er sie später selbst wieder weitergeben kann, und 3. das Überlieferungsgut, ein „Lebenswissen“ (M. Zulehner). Wenn einer dieser drei Faktoren ausfällt, seinen Wert oder seine Identität verliert, gerät der Traditionsprozeß in eine Krise. Es gibt Zeiten, in denen Überlieferungen reibungslos und wie selbstverständlich weitergegeben werden, und es gibt andere, in denen die Tradition als Fessel, als lästige Verpflichtung und Hemmschuh empfunden wird.

Am einfachsten läßt sich der Vorgang mit dem Bild des Staffellaufs, einer Stafette, veranschaulichen. Jeder Läufer muß den genau normierten Stab ordnungsgemäß seinem Nachfolger übergeben. Erst im Zusammenwirken aller Faktoren kommt Überlieferung zustande. Das Laufen allein nützt nichts, wenn man mit leeren Händen ankommt und dem nächsten Läufer nur die Hände schütteln oder auf die Schulter klopfen kann. Und auch der Stab, das Überlieferungsgut, bleibt ein totes Stück Holz und wird nie zum Zeichen des Sieges, wenn sich kein Mensch mehr die Mühe macht, ihn aufzunehmen und weiterzutragen.

Wir sollten deshalb im Gebrauch des Traditionsbegriffs sehr genau unterscheiden, welcher Faktor gemeint ist und wem etwa die Verantwortung für eine Krise angelastet werden kann. Bei einem Staffellauf werden die Sportler kaum jemals dem Stab die Schuld an ihrer Niederlage zuschreiben, auch nicht, wenn sie ihn verloren haben. In der heutigen Christenheit ist man aber weithin geneigt, dem Traditionsgut oder den Tradenten allein die Schuld zu geben, wenn es mit der Kirche und dem Glauben nicht mehr richtig läuft. Vielleicht sollten sich manche Kritiker lieber kritisch fragen, ob die vielbeklagte Unangepaßtheit der Tradition nicht auch darin ihren Grund hat, daß man sich selbst schon zu sehr den veralteten Traditionen des 19. Jahrhunderts angepaßt hat.

Das christliche Traditionsgut

Das Bild vom Staffellauf ist gleichwohl nur begrenzt hilfreich. Der Hauptunterschied besteht darin, daß der weiterzugebende Gegenstand im Sport ein wertloses Stück Holz, in der christlichen Überlieferung aber das höchste und kostbarste Gut darstellt: Gottes Wahrheit, Treue und Gerechtigkeit, sein grenzenloses Erbarmen, seine in Jesus Christus menschengewordene, unbegreifliche und unwiderrufliche Liebe. Ein anderer Unterschied ist folgender: Das christliche Traditionsgut will sich mit dem Tradenten und dem Empfänger aufs engste verbinden, sie innerlich umwandeln und sich gleichförmig machen.

Aus diesen Gründen ist das Neue Testament von der ersten bis zur letzten Seite überzeugt, daß es mit seinem Evangelium von Jesus Christus etwas ganz Unerhörtes, Einmaliges, wahrhaft Welterschütterndes zu überliefern hat, eine Heils- und Freudenbotschaft, mit der sich alle anderen Überlieferungen überhaupt nicht messen können. Diese Überzeugung, Empfänger und Bote einer Himmel und Erde bewegenden, über Leben und Tod entscheidenden göttlichen Offenbarung zu sein, trieb die christlichen Missionare, allen voran Paulus, hinaus zu den Völkern des damals bekannten Erdkreises und ließ sie um des zu überliefernden Evangeliums willen alle nur denkbaren Mühsale und Gefahren in Kauf nehmen (2 Kor 11, 26).

Es fällt schwer, nicht pathetisch zu werden, wenn man an die Verhaltensweisen denkt, mit denen das Neue Testament auf jenes Heilsereignis antwortet, das seine Überlieferung begründet und ermöglicht. Da ist Staunen und Verwunderung, Schauer und Entsetzen vor der Epiphanie göttlicher Macht und Herrlichkeit, da ist man ergriffen und überwältigt bis zum ekstatischen Jubel. Ich betone diese affektiven Reaktionen, weil solche uns heute nur noch selten begegnen und weil es in der Tat gar nicht so einfach ist, als Erbe einer bald zweitausendjährigen christlichen Tradition in lauter Jubel und Dankbarkeit auszubrechen. Allzu viele negative Erfahrungen haben sich dazwischengeschoben, enttäuschte Hoffnungen, sittliches Versagen, Rückfall in magisches Denken und in eine neue Gesetzmäßigkeit haben die ursprünglichen Quellen froher Glaubensgewißheit verschüttet, ausgedörrt oder den Zugang zu ihnen erschwert.

Um es wieder in einem Bild zu sagen: Wir ähneln den Empfängern einer Radiobotschaft, die aus einem fernen Land, in fremder Sprache, verzerrt und von störenden Geräuschen überlagert, nur mühsam an unser Ohr dringt. Die Energie, in unmittelbarer Nähe des Senders stark genug, um eine Botschaft zu übermitteln, die Menschen in Freudentaumel versetzt, hat sich auf ihrem langen Weg über Meere, Gebirge und Kontinente so abgeschwächt, daß sie zur Übertragung einer verständlichen Nachricht kaum mehr fähig ist – und wer sie entschlüsselt, fragt sich vielleicht, ob sie ihn überhaupt noch etwas angeht. Dieser Vergleich mag ein zu düsteres und zu undifferenziertes Bild von der heutigen

Ausstrahlungskraft christlicher Tradition zeichnen, an der Notwendigkeit, sie wieder lebendiger und überzeugender zu gestalten, besteht kein Zweifel.

Das Neue Testament hat sich mit der Frage, wie alt und schwach gewordene Überlieferungen reaktiviert werden sollen, sehr ausgiebig beschäftigt. Zunächst mußte sich Jesus wie seine Zeitgenossen mit den vorgegebenen alttestamentlich-jüdischen Traditionen auseinandersetzen. An seinem Beispiel läßt sich sehen, wie auch über tausendjährige heilige Traditionen einmal zu Ende gehen und nur durch einen radikalen, schmerzlichen Neuanfang in ihrer Substanz gerettet und mit neuer Lebenskraft erfüllt werden können. Und dann ringt das Neue Testament für sich selber mit dem Problem, wie es möglich ist, einen als endgültig qualifizierten Neubeginn, ein unwiderruflich eschatologisches Ereignis in den gewöhnlichen Lauf der Geschichte hinein weiterzugeben, ohne es dem Alt- und Überholtwerden auszusetzen.

Jesus und die Tradition seines Volkes

Zur Zeit Jesu befand sich das Judentum in einer schon länger andauernden Traditionskrise. Es gab weite Teile der ländlichen Bevölkerung und wahrscheinlich auch des städtischen Proletariats, die den Kontakt mit der Religion ihrer Väter mehr oder minder verloren hatten. Das sogenannte „Am-haarez“, das „Volk des Landes“, war zu arm und ungebildet, als daß es die vom Gesetz vorgeschriebenen rituellen Übungen hätte einhalten können (vgl. Joh 7, 49). Unter den verschiedenen Religionsparteien herrschte keine Einmütigkeit, wie der ererbte Väterglaube wiederzubeleben und dem Gesetz Gottes Geltung zu verschaffen sei.

Am wenigsten scheinen sich die *Sadduzäer*, die Vertreter des Priester- und Laienadels, Sorgen um die Zukunft des Judentums gemacht zu haben. Solange der Tempel stand, das Volk zu den Wallfahrtsfesten strömte, der Opferbetrieb reiche Einkünfte brachte und die Macht in den Händen der Hohenpriester lag, war für sie die Welt des Glaubens in Ordnung. So sahen sie keinen Anlaß, das Gesetz zu verändern und neue Traditionen wie die Engellehre, die Erwartung der Auferweckung und einer endzeitlichen Vergeltung anzunehmen. Ihnen genügte das alte Gesetz, das sie – zumindest auf andere – mit aller Schärfe anwendeten. Als der Tempel zerstört wurde, verschwanden auch sie vom Schauplatz der Geschichte. Der Engstirnigkeit ihres Status-quo-Denkens war keine Zukunft beschieden.

Noch traditionalistischer gebärdeten sich die *Qumran-Essener*. Diese ebenfalls aus priesterlichen Kreisen stammenden Fanatiker hatten sich in die Wüste Juda zurückgezogen, um nach Art einer klösterlichen Gemeinschaft die Reinheitsgesetze möglichst vollkommen beobachten zu können. Die radikale Abson-

derung vom offiziellen Jerusalemer Tempelkult, der als illegitim verurteilt wurde, erlaubte ihnen, den alten, abgeschafften Sonnenkalender wieder einzuführen und ihre eigenen Feste zu feiern. So sehr man vor der Frömmigkeit und dem asketischen Eifer der Qumrangemeinde Respekt haben muß, ihre Methoden der Traditionserneuerung waren von vornherein auf Sektenbildung abgestellt, auf die Ausgliederung eines „Heiligen Restes“.

An Intoleranz und Fanatismus wurden die Essener weit übertroffen von den kämpferischen *Zeloten*. Diese Freiheitskämpfer wollten das jüdische Volk unter der politischen Herrschaft Gottes einer neuen herrlichen Zukunft entgegenführen, und sie griffen auf die alten charismatischen Traditionen des „Heiligen Krieges“ zurück. Mit Terror und Gewalt sollten die das Land verunreinigenden Heiden vertrieben oder vernichtet werden, damit Gott wie in alten Tagen über sein heiliges Volk herrsche. Auch die Zeloten haben den Untergang des jüdischen Staats, nach einem letzten Aufbäumen unter Bar-Kochba (gestorben 135 n. Chr.), nicht lange überlebt, denn „wer zum Schwert greift, wird durch das Schwert umkommen“ (Mt 26,52).

Einen anderen Weg zur Neubelebung alter Traditionen schlugen die *Apokalyptiker* ein. Bei ihnen handelte es sich nicht um eine geschlossene Gruppe, sondern um meist literarische Vertreter einer die ganze damalige Zeit erfassenden geistigen Bewegung. Diese Kreise hatten zu Recht erkannt, daß die Wurzeln des religiösen Niedergangs im Mangel an echter prophetischer Begabung und in der blaß gewordenen Ferne des ursprünglichen Offenbarungsereignisses lagen. Die Heilstaten Gottes, der Exodus aus Ägypten und die Gesetzgebung vom Sinai, waren schon viel zu lange her, und ihre Verkündigung hatte sich abgenutzt. So erfanden die Apokalyptiker – teils im Anschluß an die überlieferten Schriften, teils aus eigener Phantasie oder aufgrund echter visionärer Erfahrungen – neue Offenbarungsurkunden, denen sie den Anstrich des noch Älteren, noch Ursprünglicheren und Geheimnisvolleren gaben. Damit wollten sie das religiöse Interesse des Volkes wecken, die begreifliche Neugier der Frommen befriedigen und vor allem die Gewißheit stärken, daß Gottes letztes und entscheidendes Eingreifen für Israel, der neue Exodus, unmittelbar bevorstehe.

In den Umkreis der Apokalyptik gehört sicher auch *Johannes der Täufer*. Doch während die apokalyptische Literatur mit ihren fiktiven Offenbarungen, Visionen und Himmelsreisen eine Art religiöser Ersatzbefriedigung Vorschub leistete, trat der Täufer als strenger Bußprediger auf, der in Tracht und Lebensweise die Traditionen des frühisraelitischen Prophetentums erneuerte. Er galt deshalb wohl nicht nur in der christlichen Interpretation als wiederkehrender Elias. Da sich auch Jesus von Johannes taufen ließ und wahrscheinlich eine Zeitlang in dessen Jüngerkreis gelebt hat, ist es sehr aufschlußreich, daß er die so erfolgreiche Erwekungspredigt des Täufers – bei aller persönlichen und sachlichen Wertschätzung – für unzureichend hielt und nicht einfach weiterführte.

Welche Lösung des jüdischen Traditionsproblems nun *Jesus* selbst vorgeschlagen hat, läßt sich am besten aus seinem Verhältnis zum *Pharisäismus* entnehmen. Gegenüber modischen Tendenzen, die sich auch in der katholischen Erwachsenenbildung und Religionspädagogik niedergeschlagen haben, ist daran festzuhalten, daß man den Konflikt zwischen Jesus und den Pharisäern um der heute gebotenen christlich-jüdischen Verständigung willen nicht aus der Welt reden kann. Gleichwohl ist zuzugeben, daß die Schärfe der antipharisäischen Polemik zum großen Teil erst aus der späteren christlichen Gemeinde stammt, wobei sich der ursprüngliche Streitpunkt leider etwas verschoben hat. Die Pharisäer waren insgesamt sicher nicht jene skrupellosen Heuchler und Bösewichte, als die sie in manchen neutestamentlichen Texten hingestellt werden. Die meisten von ihnen waren aufrichtig fromme, ernste und verantwortungsvolle Männer, die nach dem Urteil des Evangeliums „der Gottesherrschaft nicht fern standen“ (Mk 12, 34).

Wie aber sehr nahe beieinander liegende Töne die schrillsten Dissonanzen ergeben, so offenbart auch der Zwist zwischen Jesus und den Pharisäern einen unüberbrückbaren Gegensatz. Es ging – dies ist ein zentraler Punkt unseres Themas – um die Anerkennung der pharisäischen Traditionen, der „Überlieferungen der Alten“. Als nüchtern und pragmatisch denkende Schriftgelehrte, d. h. Juristen, verfolgten die Pharisäer die an sich löbliche Absicht, den Menschen die Beobachtung der Thora besser zu ermöglichen. Sie taten dies durch intensiven Unterricht in den Synagogen und mit Hilfe einer kasuistischen Auslegungstradition, deren Ursprung sie bis zum Sinaigeschehen zurückdatierten, um so ihren Überlieferungen die gleiche Verbindlichkeit zu sichern wie dem geschriebenen Gesetz, der Thora. Das Neue Testament bietet im Streitgespräch über „Rein und Unrein“ (Mk 7) mit der Korban-Regelung ein sehr drastisches Beispiel für die Art, wie pharisäische Schriftgelehrte „Gottes Wort“, d. h. hier das vierte Gebot, „durch ihre Überlieferungen außer Kraft setzen“ konnten. Auch sonst kennt die christliche Polemik meist nur die skurrilen Formen rabbinischer Kasuistik, von der sich übrigens manche jüdische Gelehrte damals (wie heute) entschieden distanziert haben.

So ist der irreführende Eindruck entstanden, als habe Jesus nur die offensichtlichen Mißbräuche und Verirrungen jüdischen Traditionsdenkens getadelt. Seine Kritik richtete sich aber grundsätzlich gegen die Gleichstellung der Überlieferungen mit dem in der Schrift geoffenbarten Gotteswillen, unabhängig davon, ob es sich um vernünftige oder unsinnige Vorschriften handelte. Deshalb hat sich Jesus an die überlieferten Bräuche und Gewohnheiten seines Volkes gehalten, ihrer Beobachtung aber keine entscheidende Bedeutung für den Eintritt in die Gottesherrschaft beigemessen. Er konnte im pharisäischen Bemühen um die Einschärfung der Traditionen nur ein Kurieren an äußeren Symptomen sehen, jedoch keine grundlegende Heilung des gestörten Gottesverhältnisses.

Mit der Apokalyptik und der Täuferbewegung hatte Jesus erkannt, daß allein eine neue Offenbarung von Gott her, ein neues Heilsereignis Wandel schaffen werde. Ebenso war er überzeugt, daß dieses Neue nicht im Widerspruch zum Alten stehen, sondern dessen Erfüllung und Vollendung sein werde. In der Königsherrschaft Gottes würden Gesetz und Propheten ans Ziel gelangen, Jahwe, der Gott des Exodus und vom Sinai, werde alle Verheißungen einlösen, die er seinem Volk Israel gegeben habe. Doch Jesus unterschied sich von der Apokalyptik und dem Täufer im Bewußtsein, daß ihm selber nicht nur die prophetische Ankündigung, sondern auch die Realisierung der nahe gekommenen Gottesherrschaft aufgetragen sei.

Ein solcher Anspruch, wie er immer wieder aus den Worten und Taten Jesu herausklingt, mußte gerade den pharisäischen Zeitgenossen wahnwitzig und gotteslästerlich erscheinen. Denn auch vom Messias erwarteten sie, daß er die vollkommene Beobachtung der Thora und aller mündlich überlieferten Vorschriften ermöglichen werde. Nach ihren Vorstellungen konnte es in dieser und der kommenden Welt nichts Höheres geben, als sich mit allen Kräften dem Thorastudium zu widmen, die Überlieferungen der Alten kennenzulernen und durch eigene Interpretationen zu ergänzen, damit Gottes heiliger Wille in allen, selbst den geringsten Dingen treu erfüllt werde. Wie sollte da einer von Gott sein und sich auf Gott als seinen Vater berufen dürfen, der ihre Traditionen für Menschensatzungen erklärte und mit seinem Tun einen neuen Anfang setzen, eine neue, endgültige, göttliche Tradition begründen wollte?

Aktualität der jüdischen Positionen

Wir haben die verschiedenen Positionen der jüdischen Religionsparteien etwas ausführlicher dargestellt, weil es sich um *Grundmuster* religiösen, allgemein menschlichen und gesellschaftlichen Verhaltens handelt, die fast immer *aktuell* sind. Auch im heutigen Christentum gibt es Sadduzäer, die keine Probleme sehen, weil sie den Kopf in den Sand stecken und durch die noch intakten Überlieferungen vollauf beschäftigt sind. Es gibt streitbare Traditionalisten, die unberührt von allen voraussehbaren Zukunftsproblemen das Heil allein in der Vergangenheit suchen und schöne, gute Erinnerungen konservieren möchten. Dann haben wir heute überall die sehr einflußreichen christlichen Zeloten, jene unerleuchteten Befreiungstheologen, die sich mit dem Marxismus verbünden, um das Gottesreich – und das heißt nach Ernesto Cardenal den Kommunismus – mit etwas mehr oder weniger Gewalt zu verwirklichen. Ferner hatten wir während und nach dem Zweiten Weltkrieg eine mächtige Welle apokalyptischer Frömmigkeit, die vielen Marienerscheinungen mit ihren geheimnisvollen weltpolitischen Botschaften, die Christusvisionen und Privatoffenbarungen, die das

nachlassende Interesse an der allgemeinen Offenbarung wiederbeleben sollten, sie aber oft genug überschatteten und verdrängten. Man erinnert sich auch noch der finsternen Buß- und Höllenpredigten, die einem schal gewordenen Traditionschristentum mit göttlichen Strafgerichten, mit Krieg, Hunger, Pest, der Atombombe und dem Kommunismus drohten – und es ist in der Tat kein Zeichen des Fortschritts, wenn aufgeklärte Christen die Warnung vor Gottes Zorn nicht mehr ernst nehmen.

Vor allem aber haben wir im Christentum wieder mit jenem pharisäischen Traditionsverständnis zu ringen, das Jesus grundsätzlich überwunden hat. Gemeint sind, um es noch einmal zu betonen, nicht die üblichen Verirrungen und Fehlformen der Religiosität, die man zum Leidwesen heutiger jüdischer Gelehrter als „pharisäisch“ bezeichnet – wie Scheinheiligkeit, Heuchelei, Fanatismus, Widerspruch zwischen Lehre und Praxis, religiös getarnte Habsucht –, sondern das ernsthafte Bemühen ehrlich frommer Menschen, das tradierte Offenbarungsgut durch eine Fülle von sekundären Überlieferungen wie durch einen Zaun zu schützen und so am Leben zu erhalten. Immerhin war dem historischen Pharisäertum Erfolg beschieden, mit seiner Hilfe hat das Judentum alle Katastrophen bis zum heutigen Tag überstanden. Warum sollte man also im Christentum nicht den gleichen Weg versuchen, zumal keine Institution ohne eigene Überlieferungen auskommt?

Das christliche Traditionsproblem im Neuen Testament

Das Problem stellte sich von Anfang an so dar: Jesus hatte die pharisäischen Traditionen zurückgewiesen und sich selbst in seinem Leben, Leiden, Sterben und Auferstehen als Quelle einer neuen, endgültigen Tradition „dahingegeben“. Diese wahrhaft göttliche Überlieferung wäre – so meinten manche Gelehrte – in ihrer ganzen Reinheit und unverminderten Kraft erhalten geblieben, wenn das Reich Gottes bald nach Ostern gekommen wäre, wenn sich die Parusie des Menschensohns nicht verzögert hätte. Nun aber mußte die Botschaft vom endzeitlichen Heilsereignis in eine ungewisse Zukunft von wenigstens Jahrzehnten übermittelt, in andere Sprachen übersetzt, zu anderen Völkern und Kulturen gebracht werden. Wie konnte dies geschehen ohne störende Zusätze, ohne verfälschende Interpretationen, ohne die Substanz zu vermindern? War es nicht gerade um des Kerns willen geboten, ihn mit der schützenden Schale von festen Formeln und Traditionen zu umgeben? Ließ sich die Mitte des Heils anders bewahren als durch eine verbindliche Abgrenzung der Ränder, d. h. durch eine Vielzahl von Verhaltensregeln, Normen, Geboten und Vorschriften?

Gewiß haben die christlichen Gemeinden auch diesen unvermeidlichen Weg beschritten, aber er war weder der einzige noch der entscheidende. Den Vorrang

hatte, zumindest in neutestamentlicher Zeit, das Bemühen, den eschatologischen Charakter des in Jesus Christus gekommenen Heils immer und überall geltend zu machen, das heißt, die Tradition so an ihren Ursprung zu binden, daß dieser selbst vermittelt werden könne. An zweiter Stelle stand dann die ständige Wachsamkeit gegenüber allen Traditionen, die sich in den Gemeinden bildeten, um ihre Verselbständigung zu verhindern und einem christlichen Pharisäismus Einhalt zu gebieten.

Vermittelte Unmittelbarkeit

Das erste und wichtigste Anliegen des Neuen Testaments war es, die Überlieferung vom Heilsgeschehen so an dieses selbst zu binden, daß die Vergangenheit Gegenwart werden konnte. Am besten läßt sich diese „*vermittelte Unmittelbarkeit*“ an einigen Beispielen erläutern.

In 1 Kor 11 zitiert Paulus den Text der Abendmahlsüberlieferung mit dem einleitenden Satz: „Denn ich habe vom Herrn empfangen, was ich euch überliefert habe“ (V. 23). Über den Sinn dieser Einleitungsformel ist in der Exegese gestritten worden. Namhafte Gelehrte haben früher die Auffassung vertreten, Paulus habe den Abendmahlsbericht unmittelbar von Christus in einer Vision gehört. Diese psychologisierende Erklärung verkannte den theologischen Charakter der Aussage. „Natürlich hat“ Paulus die Abendmahlsparadosis „durch menschliche Vermittler kennengelernt. Aber sie stammt nicht nur letztlich vom Herrn, sondern behält auch in der Weitergabe von Hand zu Hand ständig die Unmittelbarkeit ihres Ursprungs“ (H. Conzelmann, *Der erste Brief an die Korinther*, Göttingen 1969, 231). Was der einleitende Satz über das paulinische Traditionsverständnis lehrt, wird vom Inhalt der Paradosis vollauf bestätigt. Es geht in diesem fundamentalen Text nicht nur um eine historische Information oder um Rubriken, die zum rituellen Vollzug des Gemeindemahls anleiten. Die Überlieferung, die Paulus mitteilt, überliefert vielmehr den Leib und das Blut dessen, der selbst für uns in jener Nacht überliefert wurde. Wer diese Paradosis annimmt, wer mit ihren Worten den Tod und die Auferstehung des Herrn verkündet, bis er kommt, der hat Gemeinschaft mit Christus, der begegnet dem lebendigen Herrn. So ist Jesus Christus nicht nur Anfang und Ursprung, sondern auch Mitte, Weg und Ziel apostolischer Überlieferung, und sie kommt auch heute noch überall an, wo „zwei oder drei“ versammelt sind (Mt 18, 20), um das Gedächtnis des Herrenmahls zu feiern.

Das zweite Beispiel findet sich ebenfalls im ersten Korintherbrief, im 15. Kapitel. Paulus nennt hier die Überlieferung, an die er die Gemeinde erinnern will, „das Evangelium, das er verkündigt hat“ und fährt dann fort: „Ihr habt es angenommen und steht fest darin. Durch dieses Evangelium werdet ihr gerettet,

wenn ihr an dem Wortlaut festhaltet, den ich euch verkündigt habe; sonst wärt ihr vergebens zum Glauben gekommen“ (VV. 1–2). Kein Zweifel, daß Paulus der Paradosis, die er anschließend im Wortlaut zitiert, höchste Bedeutung für das Heil des Menschen beimißt. Es geht wirklich – im wahrsten Sinn des Wortes – um eine Frage von Leben und Tod, die niemand gleichgültig lassen dürfte.

Umstritten ist aber die genaue Übersetzung des paulinischen Textes. In der neuen Einheitsübersetzung lasen wir eben: „Ihr werdet gerettet, wenn ihr an dem *Wortlaut* festhaltet, den ich euch verkündigt habe.“ Obwohl eine solche Übersetzung grammatikalisch möglich ist, klingt sie im heutigen Traditionsstreit wie eine einseitige Parteinahme für Christen, denen der genaue Wortlaut einer Bekenntnisformel – um nicht zu sagen: der Buchstabe – über ihren Sinn, über den Geist geht. Nun darf die Genauigkeit des Wortlauts gewiß nicht unterschätzt werden, weil es sonst kaum möglich wäre, gemeinsam zu bekennen und gemeinsam zu beten. Andererseits ist klar, daß der Wortlaut auch sprachlich verändert und interpretiert werden muß; damit er verständlich bleibt und nicht zu einer toten Formel erstarrt.

Dies vorausgeschickt, kommt ein anderes, wesentlicheres Problem der Bekenntnisformel von 1 Kor 15 in den Blick: ihre Offenheit, ihre Ergänzungsfähigkeit bzw. Ergänzungsbedürftigkeit. Wir meinen damit die Tatsache, daß die ursprüngliche Liste der Auferstehungszeugen schon frühzeitig erweitert wurde. Auf Petrus und die Zwölf folgen die 500 Brüder, dann Jakobus und alle Apostel, und zuletzt fügt sich Paulus selbst in die Reihe derer ein, denen der Auferstandene erschienen ist. Gewöhnlich sagt man in den Kommentaren, daß „seine eigene Vision offenbar als der endgültige Abschluß“ der Ostererscheinungen gemeint sei (Conzelmann, 305). Das ist aber wohl nur ein Teil der Wahrheit. Gewiß kann und soll sich nach Paulus niemand mehr auf eine originäre Erscheinung des Auferstandenen berufen, wie es die vielen apokryphen Evangelien und Apokalypsen des zweiten Jahrhunderts getan haben. Gibt aber die gläubige Annahme der Osterparadosis nicht allen Menschen die Chance, mit Petrus, mit Jakobus, mit Paulus und allen Aposteln in einem abgeleiteten und doch unmittelbaren Sinn zu bekennen: Auch mir ist Christus, der Gekreuzigte, erschienen, auch mir hat er durch seinen Tod die Sünden vergeben, auch ich habe von ihm einen Auftrag, eine Sendung für die Kirche erhalten? Ob die heutige Traditionsverdrossenheit nicht ein Symptom ist, daß wir Christen uns fast ausschließlich auf die Erfahrungen vergangener Generationen verlassen haben, statt die durch sie vermittelte Chance zu eigenen, unmittelbaren Erfahrungen des österlichen Christus wahrzunehmen?

Wie stark noch gegen Ende des ersten Jahrhunderts das Bewußtsein lebendig war, das ursprüngliche eschatologische Heilsergebnis unmittelbar und aus eigener gläubiger Erfahrung bezeugen zu können, beweist ein drittes Beispiel, diesmal aus der johanneischen Literatur. Im Vorwort des ersten Johannesbriefs lesen

wir: „Was von Anfang an war und was wir gehört haben, was wir mit unseren Augen gesehen, was wir geschaut und mit unseren Händen betastet haben, das verkünden wir, vom Wort des Lebens . . . Was wir gesehen und gehört haben, das verkünden wir auch euch, damit auch ihr Gemeinschaft mit uns habt. Wir aber haben Gemeinschaft mit dem Vater und mit seinem Sohn Jesus Christus“ (1 Joh 1, 1–3).

Man hat lange Zeit gemeint, so könnten nur Augen- und Ohrenzeugen des irdischen Jesus oder solche Christen gesprochen haben, die noch eine Erscheinung des Auferstandenen erlebt hätten. Heute hat sich fast überall die richtige Erkenntnis durchgesetzt, daß hier urchristliche Theologen und Lehrer einer späteren Generation zu Wort kommen, die im Anschluß an die apostolische Überlieferung ihre eigenen Glaubenserfahrungen weitergeben. Wenn es in einem Kommentar zum ersten Johannesbrief heißt, „die Kündenden . . . wollen den Angesprochenen eine besondere, offenbar nur ihnen zuteil gewordene Erfahrung bezeugen. Mit keinem Wort gestehen sie zu, daß die Briefempfänger die gleichen Wahrnehmungen wie sie selbst machen können“ (R. Schnackenburg, Freiburg 1965, 54), so müßte man wohl differenzieren. Selbstverständlich haben die Verkündiger eine andere, bevorzugte Position gegenüber denen, die solche Erfahrungen nicht oder noch nicht gemacht haben. Das Ziel der Verkündigung aber, d. h. die Weitergabe dessen, „was von Anfang an war und in Christus erschienen ist“, besteht erklärtermaßen darin, die „Gemeinschaft mit dem Vater und mit dem Sohn“ zu vermitteln. Was aber bedeutet Gemeinschaft mit Gott und Jesus Christus anderes als das „Wort des Lebens“ hören, sehen, betasten können – im Glauben, in den Sakramenten, in der Schriftlesung, im Gebet? Muß nicht jede Generation das, „was von Anfang an war“, den göttlichen Ursprung, *auch* durch eigene Erfahrungen, *auch* aufgrund eigener Bezeugungen an die nachfolgende Generation weitergeben, und gehört nicht gerade dies zur Lebendigkeit einer Tradition, die das Leben selbst überliefert?

Um ein naheliegendes Mißverständnis abzuwehren: Es geht keineswegs darum, die historische und theologische Priorität der ersten Offenbarungszeugen einzuebnen. Aber es kommt alles darauf an, dem durch Tradition vermittelten Glauben seine unmittelbare Nähe zum Ursprung wiederzugeben, oder wie es das Exerzitienbuch des heiligen Ignatius ausdrückt, „den Schöpfer mit seinem Geschöpf unmittelbar wirken zu lassen und das Geschöpf mit seinem Schöpfer und Herrn“ (15. Vorbemerkung).

Kirchliche Traditionen verschiedenster Art

Es bleibt die Frage, wie das Neue Testament mit den vielen Traditionen umgegangen ist, die entweder aus der religiösen Umwelt übernommen wurden

oder sich in den Gemeinden neu bildeten. Soweit es sich um menschlich vertretbare Sitten, Bräuche und Gewohnheiten handelte, war das Problem im Geist Jesu relativ einfach zu lösen. Man sollte niemand hindern, seinen ererbten und anerzogenen Überlieferungen zu folgen, andererseits sollte aber auch niemand den Nächsten verketzern und unter Gerichtsdrohungen zwingen, sich seinen Anschauungen und Praktiken anzuschließen. Umgang mit den Traditionen wird im neutestamentlichen Verständnis gleichbedeutend mit dem richtigen Verhalten zum Nächsten in Freiheit und gegenseitiger Rücksichtnahme.

Beispiele für diese Prinzipien bieten die paulinischen Erörterungen zum Streit zwischen den „Starken“ und den „Schwachen“ in Rom (Röm 14), wo asketisch-rituelle Speisevorschriften und andere Lebensgewohnheiten zur Debatte standen, oder zum ähnlich gelagerten Problem in Korinth, ob ein Christ Götzenopferfleisch essen dürfe (1 Kor 8). In diesem Zusammenhang ist es tröstlich, daß Paulus selbst seinen eigenen Prinzipien nicht immer ganz konsequent gefolgt ist. In der Frage des Schleiertragens für Frauen beim Gottesdienst hat er sich bemüht, die Gemeinde mit allen nur erdenklichen Argumenten zu überreden, sich einer Praxis zu beugen, die im hellenistischen Bereich nicht Brauch war. Immerhin ist er nicht so weit gegangen wie spätere Theologen und Seelsorger, die etwas freiere Kleidermoden gleich mit dem Ausschluß vom Kommunionempfang bedrohten.

Weit größere Schwierigkeiten bereiteten jene aus dem Alten Testament stammenden Traditionen, denen die streng gesetzlich denkenden Judenchristen eine göttliche Verbindlichkeit zuschrieben – wie die Beschneidung, die levitischen Reinheitsvorschriften und manches andere. Im sogenannten Judaistenstreit hat Paulus dem jungen Christentum die Freiheit von einem Gesetz erkämpft, das bestimmte geschichtlich gewordene Bräuche mit dem Glanz göttlichen Ursprungs und göttlicher Sanktion umkleidet hatte. Die theologischen Argumente, mit denen Paulus sein gesetzesfreies Evangelium begründete, behalten über den historischen Anlaß hinaus ihre Gültigkeit, wann und wo immer Menschen in der Kirche versuchen, zeitbedingte und geschichtlich gewordene Anschauungen oder Praktiken zu Traditionen göttlichen Rechts, zu unabänderlichen und heilsentscheidenden Gesetzen hochzustilisieren. Theoretisch wird man dem Grundsatz unbedenklich zustimmen, daß Traditionen kirchlichen Rechts nicht die gleiche Verbindlichkeit haben wie jene unverzichtbare Tradition, in der sich Gott durch Jesus Christus für uns dahingegeben hat. Konkret aber und im einzelnen Fall ist es oft nicht leicht, zwischen der göttlichen Heilstradition und den sie umkleidenden menschlichen Überlieferungen zu scheiden.

„Wir tragen“, wie Paulus sagt (2 Kor 4,7), „den Schatz“ der göttlichen Heilsbotschaft „in irdenen Gefäßen“, und das bedeutet zweierlei: Erstens, es wäre eine Illusion, das „reine Evangelium“, die unverfälschte „Mitte der Schrift“ durch die Zeiten tragen zu wollen ohne bergende Hüllen, ohne ein bewahrendes

Gefäß, ohne menschliche Traditionen. Eine solche Utopie hat in der Kirchengeschichte entweder zu einem schwärmerischen Verzicht auf jede kirchliche Form, zu einem anarchischen Enthusiasmus geführt, in dem die Flamme des Evangeliums bald erlosch – oder aber zum geraden Gegenteil, zur Verabsolutierung zeitbedingter Denkgewohnheiten, Strukturen und Institutionen. Und zweitens lehrt uns das Pauluswort von den irdenen Gefäßen, daß alle Traditionen, so hilfreich und notwendig sie auch sein mögen, eben doch zerbrechliche, vergängliche Formen sind. Paulus denkt gewiß unmittelbar an die Traditionsträger, die Verkünder des Evangeliums in ihrer menschlichen Schwachheit, Enge und Todesbedrohtheit. Das gleiche aber gilt von allen anderen Hilfsmitteln, die der Übertragung des Evangeliums dienen. Sobald sie zur Fessel, zum Hemmschuh des Glaubens werden, sobald sie ihre dienende Rolle aufgeben und sich verselbständigen, müssen sie zerbrochen und umgeformt werden. Denn was einst Vernunft war, kann Unsinn, was einst Wohltat, kann zur Plage werden. Deshalb braucht sich die Kirche der Vergänglichkeit ihrer Traditionen nicht zu schämen, als würde sie durch bessere Einsichten und passendere Gewohnheiten unglaublich werden. Sie ist gerade um der Treue zu dem ihr überlieferten Herrn willen ständig aufgerufen, „alles zu prüfen und das Gute zu behalten“ (1 Thess 5, 21). Damit aber bei dieser notwendigen kritischen Unterscheidung „der Geist nicht ausgelöscht“ und mit den irdenen Gefäßen nicht auch der kostbare Schatz weggeworfen werde, braucht die Kirche den Geist dessen, von dem es in der johanneischen Passionsgeschichte heißt: „tradidit Spiritum“, „und er überlieferte den Geist“ (Joh 19, 30).